

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

# Magazin

für die

Man pränumeriert auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Nobren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthl. Post-Kemtern.

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 48.

Berlin, Montag den 22. April

1833.

### Frankreich.

#### L'Europe littéraire.

Zu hunderttausenden war vor mehreren Monaten von Paris eine Anzeige verfaßt worden, worin mit großem Pomp eine in dieser Weise noch nie da gewesene Zeitschrift angekündigt wurde. Ein Journal ward versprochen, dessen Mittelpunkt nicht Paris allein, sondern alle Europäische Hauptstädte auf gleiche Weise seyn sollten; um diesen Mittelpunkt aber sollte sich die ganze übrige Welt wie eine Hülse um den Lichte-Kern runden, dessen Reflex die Europe littéraire seyn sollte.

Die Idee einer Welt-Literatur ist in unserer Zeit nicht neu; Göthe, ja die Deutschen überhaupt haben sie längst ausgesprochen; wie Adelung in seinem *Mithridat* eine Welt-Sprachentunde, so stellten Herder und mit und nach ihm viele andere glückliche Uebersetzer, von Wolf, dem modern-antiken, bis zu Rückert, dem westlich-östlichen, einen großen Völker-Kongress der Poesie her. Vermöge der Leichtigkeit, mit der die Deutsche Sprache alle ausländische Formen sich aneignet, scheint sie auch ganz besonders dazu berufen, das Mittelglied der großen Kette zu bilden, welche die Literaturen aller Völker und aller Länder umschließt. Einen viel geringeren Anspruch auf diesen Vorzug gewährt der Französischen Sprache der Umstand, daß sie in allen übrigen Ländern Europas von den gebildeten Ständen gesprochen oder verstanden wird; denn nicht sowohl die subjektive Verbreitung eines Idioms, die das Verständniß jedes anderen unnötig macht, als die objektive Auffassung aller übrigen Völker-Individualitäten, in denen die eigene gleichsam unterzugehen vermag, kann den Maßstab für einen solchen Anspruch abgeben.

Wir haben Verbindungen mit allen berühmten Gelehrten Europa's angeknüpft, so hieß es in der Ankündigung der *Europe littéraire*, und um einem so großartigen Unternehmen eine feste Basis zu geben, haben sich 300 Actionnaire, jeder mit einer Einlage von 1000 Franken, dazu und zur strengen Beaussichtigung unserer Redactions-Grundsätze vereinigt. Nun, mit 300,000 Franken und mit allen berühmten Gelehrten Europa's läßt sich in der That schon etwas Großartiges anfangen. Eine solche Allianz findet sich selten beisammen. Den Gelehrten fehlt es in der Regel an Geld, und dem Gelde — wenn auch nicht an Gelehrsamkeit, denn das Geld ist bekanntlich ein Universal-Genie — doch an literarischer Unternehmungslust. Hier aber fanden sich angeblich Sylvestre de Sacy und Nothschild, Aguado und Chateaubriand zu einem und demselben Zwecke vereinigt. Wirklich sind auch die beiden genannten Banquiers unter den 300 Actionnairen angeführt, und Herr von Nothschild hat sich ebenfalls, wie die *Europe littéraire* uns mittheilt, ganz besonders anheischig gemacht, mit darüber zu wachen, daß sich keine Politik in dieses Blatt eindränge.

Man sieht, daß in Frankreich die Politik eine große Macht ist, denn 300 Spartaner haben sich vereinigen müssen, um ihr den Eingang in diese Ihermopylen zu wehren. Dadurch aber noch nicht beruhigt, trägt die *Europe littéraire*, gleich vielen Deutschen Dörfern, an deren Eingang die Verwarnung steht: „Betteln und Fehdrey ist hier verboten,“ auch noch auf jedem Blatt in großen Buchstaben die Ueberschrift: „La politique est complètement exclue de ce Journal.“ Und dieser große Gedanke ist bei den Redactoren so sehr zur freien Idee geworden, daß sie in der That glauben, ihn erfunden zu haben, wie jener Gasconner, der, nachdem er sich das Lügen abgewöhnt hatte, nun fest und fest behauptete, daß er die Wahrheit erfunden habe. Nichts ist jedoch älter in der Französischen Journalistik, als jener ausschließende Grundsatz; das alte Journal des *Savans* hat sich nie mit Politik befaßt, eben so wenig finden sich in der *Revue de Paris* und in der *Revue des deux mondes*, zweien trefflich redigirten Blättern, politische Artikel — so weit dies nämlich ausführbar ist. Denn was neigte sich in unseren Tagen nicht zur Politik hin? Ist eine Tagesgeschichte der Kunst, der Literatur oder der Philosophie denkbar, die nicht auch die Tagesgeschichte des Staats berührt? Namentlich aber in Frankreich ist das sociale Leben mit dem politischen seit der Revolution von 1789 so sehr verwachsen, daß die Epochen seiner neueren Geschichte, so kurz sie auch seyn mögen, doch die auffallendsten Veränderungen in Kunst und Literatur bezeichnen und wir z. B. Malerei, Poesie, Geschichtschreibung und Philosophie aus der Zeit der Revolution oder Napoleons als vollkommen geschieden von denselben Künsten und Wissenschaften aus der Zeit der Restauration und Ludwig Philipp's anzusehen gewohnt sind. Ja, ein tiefsinniger Franzose, St. Simon, hat diese Identifizierung, des socia-

len und des politischen Lebens in Frankreich für so allgemein gehalten, daß er sich berechtigt glaubte, das Ding auf die Spitze zu stellen und allen gesellschaftlichen Einrichtungen, den zaristisch wie den heiligsten, einen politischen Charakter zu verleihen. Die *Europe littéraire* führt übrigens fast in jeder Nummer selbst den Beweis, daß sie nicht im Stande ist, ihrer Devise streng treu zu bleiben, denn fast jeder von Literatur- oder Kunstgeschichte handelnde Artikel berührt auch mehr oder weniger die Geschichte der neueren Zeit.

Nachdem nun aber durch so große Versprechungen die höchste Erwartung in uns rege gemacht worden, ist nichts natürlicher, als daß diese durch den Erfolg nicht befriedigt wird. Wir haben die Nummern des ersten Monats der *Europe littéraire* vor uns liegen und finden darin außer dem gewöhnlichen Inhalt aller kleinen und großen Pariser Tageblätter, nämlich Novellen, Bücher- und Theater-Rezensionen und allgemeinen Raisonnements über Kunst u. dgl. — Alles hübsche und leichte Arbeit, wie wir sie aus den Pariser Fabriken gewohnt sind — nur noch einige Artikel über die Literatur zweier Nachbar-Länder, Deutschlands und Englands. Am Schluß jedes Blattes werden zwar noch unter der Rubrik „Nouvelles“ allerlei Notizen aus fremden Ländern gegeben, doch beschränkt sich diese Rubrik auf eine oberflächliche, mitunter sogar von argen Mißgriffen nicht freie Nachlese aus den politischen Zeitungen, die gewöhnlich dergleichen literarischen und Kunst-Ballast nebenbei mit sich führen.

Was die Leser des Magazins zunächst interessieren wird, ist wahrscheinlich das, was die *Europe littéraire* über Deutschland bringt. Nun, wir könnten, wenn wir sonst Lust dazu hätten, stolz darauf seyn, daß unser Vaterland in diesem ganzen literarischen Europa noch als der beste Fleck erscheint. Während England mit einigen Lappen — einem trockenen Inhalts-Verzeichniß der neuesten Englischen Journale und einer schwachen Kritik des Poeten Alfred Tennyson — abgefertigt wurde, hat man unserem Deutschland einen ordentlichen Mantel umgehängt, zu dem sogar ein Deutscher Schneider das Maß genommen. Herr S. Heine giebt nämlich in drei fortgesetzten Artikeln über die Deutsche Literatur seit Frau v. Staël eine Uebersicht dessen, was in Deutschland geschehen oder unterblieben ist, seitdem diese mächtige Frau ihren Landsleuten zuerst eine Aussicht in die unbefannte Welt des benachbarten Deutschland's eröffnet hat. Die vor uns liegenden drei Artikel scheinen jedoch nur erst die Einleitung zu dem Ganzen zu bilden, das, wie die Zeitungen berichteten, bei Heideloff und Campe in Paris als ein abgeschlossenes Werk in Deutscher Sprache erscheinen wird.

Wir werden uns hüten, das in's Französische, hin und wieder sogar mit einigen auffallenden Germanismen, übersetzte Deutsch wiederum zurück in's Deutsche zu übersetzen, so gern wir auch unseren Lesern Manches mittheilen möchten, namentlich von dem, was über Goethe gesagt wird, den Heine gegen die Angriffe Wolfgang Menzel's in Schutz nimmt, mit dem er überhaupt in den von diesem in seiner Literaturgeschichte entwickelten Ansichten nicht übereinstimmt. Goethe, sagt Heine, sey früher zwar auch von ihm angegriffen worden, aber er wolle nur gestehen, daß dies aus bloßem Neid geschehen sey. Treffend und verständlich scheint das, was Heine den Franzosen über den Unterschied von Goethe und Schiller sagt, wiewohl im Ganzen die Darstellung ihrem Zwecke, einem fremden Volke die eigene Heimath darzustellen, nicht entspricht. Gleich zu Anfang bietet Hr. Heine, statt an dem ihm von der Frau von Staël gegebenen Punkt anzuknüpfen, alle ihm nur zu Gebot stehende Deutsche Gründlichkeit auf, um die Franzosen von vorn herein durch weitausgeholtte Erklärungen über Romantizismus, Katholizismus und Mittelalter gleichsam daran zu erinnern, daß er selber ein Deutscher sey. Die Franzosen werden ihm dafür keinen Dank wissen; denn abgesehen davon, daß sie gewohnt sind, von ihren Literar-Historikern ohne so große Anstrengung belehrt zu werden (man vgl. z. B. des eleganten Billemain *Cours de littérature*), haben ihnen auch Voltaire und die Encyclopädisten schon viel frivoler und eben so wißig das Heilige persiflirt, das Heine, ohne daß es zu seiner Darstellung notwendig wäre, hier herbei und herabzieht. Aber auch die Deutschen werden ihrem Repräsentanten im Auslande keinen Dank wissen. In meinem Hause und unter Freunden magst Du mir bittere Dinge sagen, wenn Du es gut mit mir meinst, aber in fremder Sprache und unter Fremden solltest Du das, was sie selbst als Tugend an mir achten, und was mein zartester Ehrenschild ist, nicht mit höhnischer Lust dem Gespötte preisgeben. Dies thut aber Heine, wenn er die Vaterlandsliebe der Deutschen im J. 1813 einen anbefohlenen Patriotismus nennt und die freie That der Begeisterung einer Zeit als ein verächtliches Helotenwerk darstellt.

Wohlthuend ist dagegen, was Heine über Männer wie Lessing, Herder und Johann Heinrich Voss ausspricht. Für den letzteren sieht er ebenfalls gegen Menzel, und mit ihm bekämpft er das ganze Treiben der Schlegelschen Schule, die jedoch in Deutschland schon so verschollen ist, daß sie eines Bekämpfers kaum mehr bedarf. W. W. von Schlegel \*) hat es zwar vor einem Jahre noch einmal versucht, aus der Pagode des Brahma, in die er sich geflüchtet, die großen Götter des Deutschen Olymp mit kleinen Epigrammen zu beschießen; die Götter blieben jedoch auf ihren Sitzen unbeweglich, und nur die Pagode hat ein wenig gewankt. Zur Charakteristik der neueren Deutschen Dichter hat Heine in seinem Aufsatz, so weit er abgedruckt ist, noch nichts gesagt, und so haben denn auch die Franzosen noch keine neuen Namen, die ihnen nicht auch schon die Staël genannt hätte, durch ihn kennen gelernt.

Ein zweiter Aufsatz, den die Europe littéraire über Deutschland bringt, handelt von W. v. Helldorf's Memoiren des Satan. Als Verfasser ist ein Graf E. D. L. unterzeichnet, der, um einen Begriff vom Deutschen Universitäts-Leben zu geben, Satans Zusammenreffen mit dem Studiosus Würger in einer Uebersetzung mittheilt und zugleich erklärt, was die Deutschen Studenten unter einem Philister, einem Renommisten, einem Henri IV., einem Fuchs, einem alten Haus u. dgl. m. verstehen. Die Französische Sprache steht sich dadurch mit einem Male durch eine Anzahl neuer Begriffe und Kern-Ausdrücke bereichert. Nun beweist er Einer noch den wohlthätigen Einfluß der Deutschen Literatur auf die Französische!

Ueberblicken wir nun noch einmal, was die Europe littéraire im ersten Monat ihres Bestehens gebracht hat, so finden wir darin nichts, was nicht auch schon in anderen Französischen Zeitschriften auf ganz ähnliche, ja sogar in einer bei weitem mehr encyclopädischen Weise sich finden ließe. Die Revue encyclopédique namentlich umfaßt in ihrem Plane ebenfalls die Literaturen aller Länder und gab früher, so lange sie von Jullien redigirt wurde, manchen interessanten Bericht über Deutsche, Itälänische, Englische und Nord-Amerikanische Werke. Die Politik ist zwar von der Revue nicht ausgeschlossen, aber auch mit Recht, denn sie könnte sonst nicht encyclopädisch seyn. Der Fehler, daß die Franzosen jetzt überall den politischen Sauerreiß einmischen, macht darum das entgegengesetzte Verfahren, das ihn selbst da verwirft, wo er ein notwendiges Ferment ist, nicht zur Tugend. G. Libri's treffliche Artikel „über den gegenwärtigen Zustand der Itälänischen Literatur“, die zum Theil auch in das „Magazin“ übergegangen sind, erinnern übrigens daran, daß die Europe littéraire nur das Beispiel der Revue des deux mondes nachahmt, als sie einem ausländischen Schriftsteller den Bericht über die neueren literarischen Erscheinungen seines Vaterlandes auftrug.

Was die Europe aber vor allen anderen literarischen Zeitschriften auszeichnet, ist ihre splendide Ausstattung: eleganter Druck auf dem feinsten Velin-Papier in dem freilich etwas unbequemen Formate des Moniteurs. An splendor Ausstattung sollen es die Redactoren überhaupt, auch in anderer Hinsicht, nicht fehlen lassen. Sie haben, wie wir hören, ein glänzendes Hotel gemietet, wo die Redactions-Geschäfte in eleganten Bureaus vertrieben sind, und wo der Haupt-Redacteur, Herr Prosper Delafosse, seinen Mitarbeitern und anderen Literatur-Freunden von Zeit zu Zeit eine Europäische Soiree giebt — eine moderne Institution, die in Paris zuerst der Redacteur der Revue encyclopédique einführt, der seine Freunde allmonatlich zu einem encyclopädischen Essen versammelt. Die Zeitschriften dienen, wenn sie auf solche Weise mit Zeitessen verbunden werden, jedenfalls zur Vervollkommnung des Geschmacks.

In Deutschland wird diese Französische Mode wohl schwerlich so bald nachgeahmt werden. Unsere Journale sind einfache Fußgänger, die langsam nur das Ziel erstreben, wohin die Französischen zwar mit Sechsen galoppiren, das sie aber auch oft genug verfehlen. Kaum wagt es unser „Magazin“, sich auch nur in die Nähe der vornehmen Europe littéraire zu rangiren. Weit entfernt, sich, wie diese, zum Journal von und für ganz Europa machen zu wollen, hat unser „Magazin“ sich die bescheidene Aufgabe gestellt, der fleißigen Biene gleich, von den süßesten Blumen des Auslandes einigen Honig für die Heimath zu gewinnen. Weder auf Vollständigkeit noch auf Universalität macht es Anspruch. Von dem Guten Einiges zu geben und auf das Beste, überall, wo es erscheint, mindestens hinzuweisen, war das Bestreben, das wir bei der Begründung dieses Blattes, das als Ergänzung einer politischen Zeitung dienen soll, im Auge hatten, und das wir bei der Redaction desselben so viel als möglich bisher befolgt haben. Sollten wir ihm ein Motto geben, so würde es das utile dulci seyn, wiewohl wir weder ihm noch uns das omne talit punctum anmaßen wollen.

J. Lehmann.

#### Bibliographie.

Entre onze heures et minuit. (Zwischen 11 Uhr und Mitternacht.) Erster Theil: Devant la cheminée. Von E. M. St. Hilaire. Zweiter Theil: Un coin du feu. Von Alph. Brot. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Un bon enfant. (Paul de Kock's neuester Roman.) 2 Bde. Pr. 15 Fr. Histoire de toutes les villes de France. (Geschichte aller Französischen Städte.) Von J. F. Daniélo. Erscheint in Lieferungen von 160 Seiten alle Monat. Pr. von 12 Lieferungen 30 Fr.

La mer et les marins. (Das Meer und die Seefahrer.) Eine Reihe von Seebildern. Von Ed. Corbière. Pr. 7½ Fr.

\*) Der hier immer A. G. de Schlegel heißt, was — beiläufig bemerkt — falsch ist, denn wenn Dichter-Vornamen übersetzt würden, so müßten wir auch Wilhelm Shakespeare, Johann Jakob Rousseau sagen, und klingt nicht Jean Henri Voss eben so schlecht?

\*\*) Ein Name, der consequent Wilhelm geschrieben wird.

The wondrous Tale of Alroy. The Rise of Iskander. (Die Wundergeschichte von Alroy u.) Von D'Israëli. 3 Bde. London, 1833.

Der splendide Druck des Buchs, die weit abstehenden Lettern, der unverhältnismäßige Raum zwischen den Zeilen, beweisen, daß der Verleger ihm eine gewisse Wichtigkeit beilegen wollte. Ein Buch, das so gedruckt ist, muß man schon im Voraus für kein gewöhnliches Buch halten. Die Voraussetzung ist in der That richtig. Es ist wirklich ein außerordentliches Buch.

Es scheint, Herr D'Israëli wollte in diesem Buche eine neue Entdeckung, die er in der Kunst des Bücherschreibens gemacht hat, zum ersten Mal anwenden. Er fühlte die Nothwendigkeit, seine Leser auf diese neue Art von Genuß vorzubereiten, und sagt daher in der Vorrede hinsichtlich des Stils: „Ich muß frei bekennen, daß ich einen neuen erfunden habe. Ich weiß, wie gewagt solche Neuerungen sind, doch ich habe mein System erst nach reifer Ueberlegung und strenger Prüfung seiner Anwendbarkeit angenommen.“ — Dies ist ein sehr offenes Bekenntniß, nicht bloß des Faktums selbst, sondern auch einer eilen Anmaßung.

Unglücklicherweise ist dieser neue Stil des Herrn D'Israëli zufällig ein sehr alter, und das einzige Neue daran ist, daß man ihn in einem Zeitalter wieder hervorsucht, in welchem ein weit besserer, nämlich ein natürlicher Stil eingeführt ist. Hier, mit wenigen Worten, die philosophische Grundlage seines neuen Gebäudes. Er sagt: in alten Zeiten, als der mündliche Vortrag das einzige Medium war, durch welches das Volk mit den Erzeugnissen eines Dichters bekannt wurde, mußte Alles recht eindringlich seyn, und um es so eindringlich wie möglich zu machen, erfand der Dichter ungewöhnliche Constructions, um dem Sinn einen höheren Schwung zu geben. Die Dichtkunst habe also darin bestanden, natürliche Gefühle in einer unnatürlichen Sprache auszudrücken. Die Zeit des Verschwindens, meint er, sey aber vorüber. Jetzt, wo der Dichter seine Werke drucken lassen kann, dünkt es ihm eben so unnütz als unpassend, seine Gedanken auf die Weise darzustellen, deren man sich bediente, als es noch kein anderes Mittel der Mittheilung gab, als Recitation. Hieraus zieht er nun den Schluß, daß die Verse durch eine andere Art des Stils ersetzt werden müßten, die er folgendermaßen beschreibt:

„Ein hinreißender Stil, der stets mit seinem Gegenstande wechselt, bald zärtlich, bald scherzhaft, bald ernst, bald tiefinnig, jetzt erhaben, dann wieder pathetisch, und welcher die genussreiche Abwechslung einer nie verfliegenden Melodie an die Stelle des saden monotonen Metrums setzt.“

Der Leser wird sich nicht wenig verwundern, daß man ihm diesen wechselnden, jeder Beschaffenheit seines Gegenstandes sich anschmiegender Stil, der so alt ist, als der Stil selbst, für etwas Neues ausgiebt, und daß Herr D'Israëli die Poesie verbannen will, um einer Sprache Platz zu machen, deren Anforderungen in jeder Hinsicht gerade die Poesie am besten und mit dem glücklichsten Erfolge erfüllen kann. Er verwirft die Verse und gebraucht doch den Rhythmus und sogar den Reim, wenn er es zuträglich findet. — Ja er gebraucht sie, aber nur bei Gelegenheit, wenn sie seinem Zwecke dienen. — Allein nach den Proben dieses Wunderwahrchens, die uns vorliegen, dienen sie jedem nur möglichen Zwecke, denn in dem größten Theil des Werkes ist der Rhythmus sehr sorgfältig beobachtet. Wenn der Rhythmus aber so vielen Werth hat, warum soll ihn der Dichter nicht mit gleichem Erfolge anwenden können? Ist es die Abwechslung, die Herr D'Israëli so nöthig findet, warum sollte der Dichter nicht seinen Rhythmus mit eben der Freiheit wechseln können, mit welcher er seinen Stil wechselt? Milton's Verse können zum Beweise dienen, wie sehr der Rhythmus sich in alle Formen schmiegt. Selbst in den Fesseln des Metrums hat der Rhythmus Ausdruck für Alles: sanft strömende Melodie, hochtönende Rede, rauhe und abgebrochene Worte, den Schrei der Verzweiflung, erhabene Beredsamkeit; er genügt Allem. Wenn Milton dies Alles geleistet hat, wie Herr D'Israëli wohl schwerlich leugnen wird, wie weit mehr muß ein Dichter leisten können, wenn er mit dem Rhythmus nach Beschaffenheit seines Gegenstandes abwechseln kann, wie dies auch schon versucht worden ist. Ob man übrigens in gebundener Rede die verschiedensten und widersprechendsten Gefühle ausdrücken könne, diese Frage hat Shakespeare, wie wir kaum zu erwähnen brauchen, längst entschieden, ehe es Jemanden einfiel, darüber zu streiten.

Herr D'Israëli ist ein höchst talentvoller Mann. Er hat eine sehr reiche Erfindungsgabe; seine Gewalt über die Sprache ist fast unbegrenzt, und eine gewisse Leichtigkeit, gewöhnlichen Gedanken eine neue und unerwartete Gestalt zu geben, zeichnet ihn besonders aus. Der Duell der Sprache fliehet unversehbar für ihn, aber er ist nicht eben so rein, als er ergiebig ist. Die üppige Fülle und Fruchtbarkeit seines Genies selbst, verleitet ihn zu den größten Fehlern. Seine hervorstürmende Beredsamkeit, heiß und leidenschaftlich bei ihrem Ausbruche, endet zuletzt in Gemeinplätzen. Er beginnt voll Kraft den Lauf, rennt sich aber bald außer Athem, und gelangt nie mit gesunden Lungen und Gliedern an das Ziel seines Laufes. Im Bewußtsein seiner Stärke strengt er sich bis zur Erschöpfung an, und sucht dann durch Flechterkünste die schwindende Kraft zu ersetzen. Glänzende Bilder, ergreifende Schilderungen, glückliche Wendungen, ungemene Schönheiten jeder Art, laufen in seinem Buche wild durcheinander; sie schießen empor wie Unkraut in einem fruchtbaren Boden, und ersticken die gesunden Pflanzen der Gedanken. Er ist immer im Extrem; er greift stets entweder nach einer Note unter der tiefsten der Tonleiter, oder noch über der höchsten. Erfasst er einen natürlichen Charakterzug, so verummumt er ihn in einen

Wortschwall, der darum her flattert, wie Bänder und Fähnlein, womit man eine schöne Bildsäule behängt, die dadurch eben so sehr entstellt wird. Das Gute ist ihm nie gut genug, sondern er zert es so lange durch alle Foltergrade der Imagination, bis er es am Ende in irgend eine wunderliche Form bringt, in welcher seine ursprüngliche Natur der Laune des Duldgeistes aufgeopfert ist.

Die Wundergeschichte Alroy's liefert, in Englischer Sprache, vielleicht eines der auffallendsten Beispiele von großen Talenten, die vergeudet wurden, um einer Chimäre nachzugehen. Der Mann, der dieses Werk entwerfen und ausführen konnte, wäre fähig gewesen, der Literatur einen neuen Aufschwung zu geben; allein unglücklicherweise läuft bei Herrn D'Israëli der Genius mit dem Urtheil davon, und seine ausgezeichneten Gaben sind weggeworfen, wie Saamen, den man in alle Winde streut.

Der Plan des Werkes ist nicht so leicht anzugeben. Der Verfasser nennt es einen dramatischen Roman. Wir wollen ihn selbst sprechen lassen.

„Sinnlich der Ausführung dieser Erzählung wird man leicht beobachten, daß sie hauptsächlich dramatisch ist. Wenn das dramatische Genre in diesem Lande nicht so viele Schwierigkeiten darbiete, so hätte ich Alroy zum Helden einer Tragödie gemacht. Allein da diese Art von Composition, wie sie bis jetzt ist, jedem praktischen Effect entgegentritt, so machte ich ihn zum Helden eines dramatischen Romans. Der Verfasser greift daher selten in den Lauf der Erzählung ein; er glaubt, nicht sich zwischen den Leser und die Geschöpfe seiner Phantasie drängen zu müssen, um ihre Gefühle zu entwickeln und aus einander zu setzen, oder ihre Charaktere und Handlungen zu erklären. Er überläßt es im Allgemeinen ihnen selbst, Alles ins Licht zu setzen, und begnügt sich für seinen Theil, durch Schilderungen die Scenerie und durch gelegentliche Ergüsse einer lyrischen Melodie jene ergänzende Musit zu ersetzen, ohne welche jede dramatische Vorstellung unvollkommen ist, und welche die Opera seria der Italiäner zur wirkungsreichsten Kunstdarstellung neuerer Zeiten macht, die dem herrlichen Drama der alten Griechen am nächsten kommt.“

Wir hätten gegen diese Ansicht viel zu sagen, wenn es der Raum gestattete. Wir zweifeln sehr, ob diese Art reitirender Oper dem beabsichtigten Zwecke des Herrn D'Israëli so ganz entsprechen mag. Doch, wie gesagt, es ist hier der Ort nicht, unsere Strupel mit Gründen zu belegen.

Die Zeit dieses dramatischen Romanes ist das zwölfte Jahrhundert; der Schauplatz, der Orient. Nach der Zerstörung Jerusalems vereinigten sich die Hebräer unter einem Fürsten, den sie aus ihrer Mitte wählten und der dem Geschlechte David's entsprossen seyn sollte. Man nannte ihn „den Fürsten der Gefangenschaft“. Diese Fürsten, sagt man, sollen eine Stellung angenommen haben, die jener der wahren Könige von Juda, ihrer Vorgänger, nichts nachgab. Sie kamen in eben dem Maße empor, in welchem das Caliphat verfiel. Doch die Unfälle, welche den Osten im 11ten Jahrhundert heimsuchten, trafen auch sie in ihrer besten Blüthenzeit. Der Roman erzählt die Geschichte des Alroy, eines Mannes, dessen Laufbahn, wie der Verfasser sie bezeichnet, wunderbar war. Zum Triebwerk der Begebenheiten dient die kabalistische Magie. Die Behandlung des Ganzen ist blühend und poetisch; die orientalischen Sitten sind treu geschildert und, wie sich's gebührt, großartig und schimmernd, und die Gelehrsamkeit, die überall durchblickt, zeigt, daß Herr D'Israëli nicht leichtsinnig an sein Werk ging.

Da wir keine Analyse der Geschichte in einem so kleinen Rahmen fassen können, so legen wir dem Leser einige Auszüge vor, damit er sich selbst nicht bloß von dem Charakter des Werks als Roman, sondern von dem neuen Stil, den Herr D'Israëli uns verkündet, eine Idee machen möge.

„Außerhalb der Thore von Samadan, nicht fern von der Stadt, lag auf einer Anhöhe ein mit einer Ringmauer versehener Platz, in dessen Mitte ein altes Grab sich erhob, der Sage nach, das Grab Escher's und Mardochai's. An diesen feierlichen und einsamen Ort begab sich Alroy oft, und hier erschien er auch heute, sich von dem Gastmahl weggehend, eine Stunde vor Sonnenuntergang.“

„Als er das schwere Thor des Begräbnißplatzes öffnete, hörte er das Stampfen von Rosseshufen hinter sich, und noch hatte er den Eingang nicht wieder verschlossen, als Jemand ihm zurief.“

„Er blickte um sich, und erkannte den Stadt-Gouverneur, den jungen wollüstigen Alschiroch, Bruder des Sultans der Seltschucken. Er war bloß von einem Diener zu Fuß begleitet, einem Araber, seinem allgemein verhassten Günstling und bekannten Handlanger seiner Vergnügungen.“

„Hund!“ rief der erzürnte Alschiroch, „bist Du taub, oder verstockt, oder beides. Sollen wir unseren Sklaven zwei Mal rufen? — Schließ das Thor auf!“

„Weshalb?“ fragte Alroy.“

„Weshalb? bei dem heiligen Propheten, er wechselt Fragen mit uns! Schließ das Thor auf, wenn Dir Dein Kopf lieb ist.“

„Wer bist Du“, fragte Alroy, „der Du einen so hohen Ton annimmst? Bist Du vielleicht ein Türke, der am Festtage das Gesetz des Propheten übertreten und mehr als Wasser getrunken hat? Geh' hin, oder ich lasse Dich vor den Kadi bringen.“ Mit diesen Worten wandte er sich dem Grabe zu.

„Bei den Augen meiner Mutter, der Hund foppt uns! Wäre es nur nicht schon spät und dies Ross so wild, wie ein ungezähmter Tiger, ich ließe ihn auf der Stelle spießen. Sprich zu dem Hund, Mustapha, bringe ihn zur Vernunft.“

„Würdiger Hebräer“, rief der verschlagene Mustapha näher tretend, „Du weißt vermuthlich nicht, daß dies unser Herr Alschiroch ist. Seine Hoheit möchte gern durch den Begräbnißplatz des trefflichen

Volks reiten, denn er hat in dringenden Angelegenheiten mit einem heiligen Santon zu sprechen, der jenseits des Hügel's wohnt, und die Zeit drängt.“

„Wenn dies unser Herr Alschiroch ist, so bist Du ohne Zweifel sein treuer Sklave Mustapha?“

„Ich bin in der That sein armer Sklave. Was weiter, junger Mann?“

„Preise Dich glücklich, daß das Thor verschlossen ist. Erst gestern beschimpfst Du die Schwester einer Magd meines Hauses. Ich möchte nicht gern meine Hand mit so elendem Blut, als das Deine, besudeln; aber fort, Elender, fort!“

„Heiliger Prophet! Wer ist der Hund?“ rief der erstaunte Statthalter.

„Es ist der junge Alroy“, flüsterte Mustapha, „welcher ihn anfangs nicht erkannt hatte, „der, den sie ihren Fürsten nennen, ein sehr blickpfliger junger Mensch. Herr, es wäre besser, wir gingen weiter.“

„Der junge Alroy! Den werde ich mir merken. Sie müssen also auch einen Fürsten haben! — Der junge Alroy! Gut, laß uns gehen.“ Und, „Hund!“ rief Alschiroch, indem er sich in den Steigbügel aufrichtete und drohend die Hand bewegte, „Hund, denke an Deinen Tribut.“

Alroy rannte an's Thor, aber das schwere Schloß ging zu langsam auf, und ehe dies geschah, war Alschiroch auf seinem feurigen Rosse schon aus dem Gesichte.

Schaam und Wuth war eine Zeit lang in seinen Zügen zu lesen. Einige Augenblicke stand er, die starren Blicke auf den Weg gerichtet, den sein entschwendener Feind eingeschlagen, dann ging er langsam dem Grabe zu. Doch sein aufgeregtes Gemüth taugte sehr schlecht zu den stillen Betrachtungen, denen er sich an dem Grabe hatte überlassen wollen. Er war zerstreut und unruhig, und ging endlich in das Gehölz, welches den Gipfel des Begräbnißplatzes krönte.

Er fand sich auf einem mit jungen Fichten besetzten Hügel, in deren Mitte eine mächtige Zeder emporstieg. Er warf sich unter ihre dichten und schattigen Äste nieder und blickte nach einem engen grünen Thale, in dessen Mitte ein Marmorbrunnen stand. Gewundene Säulen trugen eine mit Bildwerk reich verzierte Kuppel, um welche sich eine Hebräische Inschrift wand. Der untere Theil der weißen Säulen war mit wilden Blumen bedeckt oder von buntfarbigem Kürbissen umrankt. Die untergehende Sonne warf über die ganze Scene ein mildes, aber glänzendes Licht.“

„Die stille Stunde, der Scene Pracht, der warme Hauch der stillen Luft, die Duft und Klarheit mild verschmolz; der Westwind, der sich sanft erhob, die matten Vögel zu sich ladend, zu lählen ihr Gefieder in der Dämmerluft, zu prüfen ihre Schwingen im klaren Mehermeer. — Ach, welcher finstere Geist würde nicht weichen dem sanften Zauber eines wolllustreichen Abends!“

Diese Scene setzt die dramatische Behandlung des Romans zwar nicht besonders in's Licht, allein wir haben nicht Raum für Mehreres.

„Fleuch, hurtig, fleuch, du kühnes Ross, durch spurlos öde Wüstenei. Unter dir die weite Erde, über dir der weite Himmel; die Erde Eisen, der Himmel Erz. Fleuch, hurtig, fleuch, du kühnes Ross, durch spurlos öde Wüstenei.“

„Du wäuhst, der salz'ge Boden führt zu Deines Jemen's sel'gen Hainen, und witterst in dem heißen Süd Arabiens würz'ge Düste schon. Nur süße Täuschung, edles Ross, denn diese salz'ge Wüste führt nicht hin zu Jemen's sel'gen Hainen; nicht führt der Wind auf seinen Schwingen Arabiens würz'gen Hauch uns zu.“

„Der Tag ist gesunken, die Sterne glänzen am klaren Himmel der Wüstenei, und näher kommt die Nacht, zu bringen Erquickung auf den feuchten Schwingen dem müden Leib, der blaffen Wange des jungen Fürsten der Hebräer.“

„Noch immer rennt das Ross dahin; sein starkes Herz verleiht ihm Kraft. Der heiße Tag, der weite Weg, der glühende Sand, der sengende Strahl — Nichts hält es auf. Denn sein Leib ist Sturm, die Nerven Donner, die Adern Bliz.“

„Nicht Speis' noch Wasser haben sie. Kein frischer Quell, kein kühler Baum belebt diesen öden Raum. Nie weiten Vögel oder Thier' in dieser nackten Wüste hier. Nichts stört des Schweigens mächtig Reich. Des Fatales klägliches Geschrei, vernähm' man's hier, wär' Melodei. Dort aus dem wellen Brombeerstrauch schlüpft eine wilde Ratte hervor, die Beute, eine junge Schlange, mit ihren weißen Zähnen haltend, treibt sie ihr Spiel beim Mondenlicht. Andere Gesellschaft haben sie nicht.“

„Der Morgen kommt, frisch, kühl und duftig, den selbst der Schuldbeladene sehnend ruft. Er kommt, und Alles wird erkennbar. Das Licht sinkt herab zur Erde, und ihr Antlitz wird verwandelt, wie Wachs unter dem Siegel. Vor ihnen und zur Rechten lag die sandige Wüste, doch in der Nacht hatten sie sich der Bergkette mehr genähert, welche zur Linken die Wüste begränzte und wohin Alroy zuerst sein Ross gelenkt hatte.“

„Die Berge waren eine Kette des mächtigen Elburz, und als die Sonne hinter einer hohen Bergspitze emporstieg, stand das Pferd plötzlich still und wieherte, als verlangte es nach Wasser. Doch Alroy, selbst erschöpft, konnte es nur durch Liebkosungen beruhigen, und das Ross, voller Muth, verstand seinen Herrn und wieherte fröhlicher.“

It diese Schreibart angenehm, und ist diese Abwechslung des Stils dem Ohr wohlgefällig? Stört er den Genuß des Vergnügens, oder nicht? Sieht er den Worten Melodie? Der Leser sehe einige dieser Stellen reihenweise zusammen, so wird er finden, daß es wirkliche Verse sind. So z. B.

Fluch hurtig, Fluch, Du Kühnes Ros,  
Durch spurlos ode Wüstenet.  
Unter Dir die weite Erde,  
Ueber Dir der weite Himmel.

Doch, möge dies auch nur für Rhythmus gelten, der den Stil läutern oder heben soll, so sind andere Stellen da, die sich von selbst zu gereimten Versen bilden:

Kein frischer Quell, kein lühler Baum  
Belebte diesen oden Raum.  
Die weissen Vogel oder Thier  
In dieser nackten Wüste hier.  
Des Schakal's kugaliches Geschrei,  
Bernähmt' man's hier, war' Metodel.

Solche Stellen wie diese, sind Tausende in dem Buche. Uns ist es keinesweges klar, daß die Diction durch diese Beimischung eines der Prosa fremden Elements fließender oder melodischer werde. Da das Werk indes von sehr Vielen gelesen und, vermöge der großen Talente, die es entfaltet, mit Bewunderung gelesen werden wird, so enthalten wir uns aller weiteren Bemerkungen und übergeben es dem Urtheil des Publikums. (A.)

#### Bibliographie.

- The climate of London. (Das Londoner Klima.) Nach meteorologischen Beobachtungen. Von Luke Howard. 3 Bde. Pr. 3½ Sh.  
Horae otiosae. (Gedanken und Maximen.) Pr. 6 Sh.  
Essay on women. (Das Weib.) Ein Gedicht von Michell. Pr. 4½ Sh.  
Commentaries etc. (Beiträge zur Geschichte der Stadt London.) Von Norton. Zweite Auflage. Pr. 20 Sh.  
The Canadas as they are. (Die beiden Kanadas.) Pr. 4½ Sh.  
Caldmon's Anglo-Saxon paraphrase of parts of the holy scriptures. (Angelsächsische Paraphrase von Stellen der heiligen Schrift.) Pr. 21 Sh.  
Constance. — Ein Roman. 3 Bde. Pr. 3½ Sh.

## Portugal.

### Die Portugiesischen Bauern.

Die Portugiesischen Bauern und Landbewohner unterscheiden sich durch Ansehen und Sitten auffallend von ihren Spanischen Nachbarn, besonders von den Kastilianern. Sie haben weder den Stolz noch das düstere Wesen der Letzteren. Ihr Gang ist nicht so gravitätisch, ihre Sprache nicht so bilderreich und auch nicht so wohlklingend. Die meisten Reisenden, welche beide Länder besucht haben, geben dem Portugiesischen Bauern den Vorzug; er ist geselliger, umgänglicher und gutmüthiger als der Spanier. „Je tiefer“, sagt Cotignon, „man in Portugal zu den Ständen hinabsteigt, desto höher steigt der Volkscharakter an Werth. Die höheren Klassen stehen denen in Spanien eben so weit nach, als das gemeine Volk über das Spanische von demselben Range emporragt.“ Lint sagt: „Die Höflichkeit, das ungezwungene, muntere und freundliche Wesen des gemeinen Volks nehmen den Fremden für die Portugiesen weit mehr ein als für die Spanier, aber mit den höheren Klassen ist es gerade umgekehrt.“ — Trotz dieser günstigen Urtheile halten wir doch im Ganzen den Spanischen National-Charakter höher und glauben, daß selbst die Bauern in letzterem Lande mehr Elemente eines großen und unabhängigen Volks besitzen, als die Portugiesen. Doch bleibt es wahr, daß die Letzteren alle Entbehrungen mit der größten Geduld tragen, im Ganzen ehrlich, ihrem Vaterlande ergeben und muthvoll sind.

Der Portugiesische Bauer lebt im Ganzen sehr kümmerlich. Sein Brod ist von Milho oder Türkischem Korn. Es ist süßlich, schwer und zerkrümelt sich, wenn man es bricht. Bacalhao, eine Art gesalzener Stockfische, Sardellen, welche an der Küste von Portugal in großer Menge gefangen werden, Knoblauch, Zwiebeln, Wolfbohnen, einige Oliven, das ist seine gewöhnliche Nahrung. Weizenbrod ist ein Luxus-Artikel. Fleisch bekommt der Bauer selten zu essen. Portugal bringt, mit Ausnahme der Provinz Alentejo, wenig Weizen und Gerste, noch weniger Roggen und fast gar keinen Hafer hervor. Das Türkische Korn wird gewöhnlich im März und April gesät. Wenn der Sproßling ungefähr einen Zoll hoch ist, so wird die Erde rings umher mit einer Karste abgegraben, damit die Wurzeln sich gehörig ausdehnen und kräftigen können. Nässiger Regen ist sehr zuträglich, aber eine zu nasse Jahreszeit ist der Ernte verderblich. Wenn der Halm oder Stengel einige Zoll hoch geworden ist, so muß die Erde umher wieder abgegraben werden, und zum drittenmal ist dies nöthig, wenn die Pflanze einen Fuß Höhe erreicht hat. Die Blätter des Türkischen Kornes dienen zum Viehfutter, da man in Portugal sehr wenig Heu macht.

Die Olive, ein anderes sehr wichtiges Produkt Portugals, wird im Dezember oder Januar reif. Die Oliven werden mit Stangen abgeschlagen und nicht mit der Hand abgeplückt, wie im südlichen Frankreich oder in Genua und Lucca. Dies ist eine der Ursachen, warum das Portugiesische Del schlechter ist. Manche Pächter pressen die Oliven sogleich aus; andere legen sie in Haufen zusammen, kreuzen Salz darauf und lassen sie gähren, wodurch sie mehr, aber schlechteres Del bekommen. Kinsley erwähnt eines alten widersinnigen Privilegiums, welches noch bestehen soll, vermöge dessen die Fidalgo's, oder Adeligen, und die geistlichen Corporationen allein das Recht haben, Delpressen zu halten, so daß die Pächter oder kleineren Gutsbesitzer warten müssen, bis sie eine geliehen bekommen, nach-

dem die Anderen sie gebraucht haben. Dabei müssen sie ihren Vorrath zuweilen bis Mai oder Juni aufheben, und alsdann ist die Frucht verdorben. Die Pressen werden durch Ochsen getreten, so wie das Korn in den meisten Orten ebenfalls durch Ochsen auf einer Tenne, die man auf dem Felde macht, ausgedroschen wird.

Die Häuser in den Portugiesischen Dörfern zeigen die Baukunst noch in ihrer Kindheit. Sie bestehen gewöhnlich nur aus dem Fußboden und den vier Wänden. Die Wände sind sehr dick, von großen unbehauenen Steinen, und die Balken und das Zimmerwerk des Daches sind eben so plump. Von außen sind die Wände bloß mit Kalk beworfen, die Fenster haben keine Scheiben, und die schlecht schließenden Fensterladen sind eben so wenig angestrichen, als die Thüren. Die Niedrigkeit der Häuser und ihre dunkle Farbe lassen sie von fern zwischen den Bäumen und Gartenmauern nicht erkennen, so daß der Reisende oft, so zu sagen, über ein Dorf stolpert, ehe er weiß, daß eines in der Nähe ist. Das Innere der meisten Dörfer, so wie der Häuser, bietet einen Anblick von Schmutz und Unsauberkeit, wie man ihn, außer in Polen, wohl in keinem anderen Lande Europa's findet. An der Gränze von Spanien und Portugal ist der Kontrast entschieden zum Vortheil des ersteren Landes. So wie man aus der Portugiesischen Provinz Beira in die Spanische Provinz oder das Königreich Leon tritt, welches bei weitem keiner der besseren Theile von Spanien ist, so findet man die Spanischen Dörfer, wenige Meilen von der Gränze, reinlich, anständig und wohllich gegen die ihrer Nachbarn genommen. Auch die gesunde Farbe, der männliche Blick und Anstand des Spanischen Bauern stechen auffallend gegen das niedergeschlagene Wesen und den lumpigen Anzug des Portugiesischen ab. Doch giebt es in Portugal Distrikte, auf welche diese Bemerkung nicht anwendbar ist. Die schöne Provinz Entre Duero e Minho mit ihren zahlreichen Städten und Dörfern, ihren 500 Kirchspielen und einer Bevölkerung von beinahe einer Million Einwohner, ist, obgleich die kleinste an Flächenraum, doch die fruchtbarste und am besten angebaute im ganzen Königreiche und scheint die betriebsamsten und wohlhabendsten Einwohner zu haben. Dies ist die reiche Weingegend, von wo der Wein nach Porto geschifft wird. In der Nachbarschaft von Lissabon giebt es auch einige schöne Landstriche, so wie in dem Thal des Mondego oberhalb Coimbra, da giebt es besser gebaute Dörfer und einige hübsche Dulitas oder Landhäuser. Allein ein großer Theil des Landes ist dürr, felsicht und unangebaut. Die Fidalgo's oder großen Landeigentümer wohnen in den Städten und überlassen die Verwaltung ihrer Güter Agenten oder Spectulanten, an die ihre Einkünfte verpfändet sind, und welche die Pächter ansaugen. Die Kronländereien sind in einem vernachlässigten Zustande, die Klostergüter aber besser angebaute. Die Pächter sind arm und können an keine Verbesserung denken. Ihr Rathgeber beim Landbau ist der Kalender, und sie säen Jahr aus Jahr ein denselben Saamen auf dasselbe Feld, wie es ihre Väter thaten. Ihr Pflug und ihre Egge sind äußerst schwer und werden von Rindern gezogen. Die Portugiesischen Fuhrwerke sind merkwürdig wegen ihrer Plumpheit. Die Räder bestehen aus einem ganzen Stück von ungefähr 3 Fuß im Durchmesser und sitzen an der Achse fest, mit welcher sie sich umdrehen und dabei auf unerträgliche Art knarren. Der Fuhrmann geht neben den Rindern her und treibt sie mit dem Stachel an; so bewegt sich die schwerfällige Maschine langsam vorwärts, indem sie auf den schlechten Straßen, die für jede andere Art von Fuhrwerk unfahrbar sind, furchtbar hin und her gestossen wird. Die verwundeten Soldaten, welche im letzten Kriege auf solchen Karren fortgebracht wurden, haben dies schmerzhaft genug empfunden. In den Weindistrikten des Duero brauchen zwei Ochsen einen ganzen Tag, um eine Pipe Wein 6 oder 7 (Engl.) Meilen weit zu führen, und zwei Menschen gehören dazu, um den Wagen zu halten, daß er nicht umstürzt. Maulthiere und Maultesel, besonders erstere, werden am meisten als Last- und Zugvieh gebraucht. Die Maulthiere sind schön gebaut und stark und dem Landvolke sehr nützlich. Der Adel reist in Liteiras, einer Art Sänsien, die von zwei Pferden oder Maulteseln getragen werden.

Der Portugiesische Bauer ist stets mit seinem Casado bewaffnet, einem ungefähr 7 Fuß langen Stab, der an dem einen Ende einen dicken Knorren hat oder mit Blei ausgegossen ist, und dessen er sich mit großer Geschicklichkeit bedient. Dieser Stock ist in der That eine furchtbare Waffe in seiner Hand. Der Capote oder Mantel ist eben so allgemein im Gebrauch, wie in Spanien.

Die Bevölkerung von Portugal giebt Balbi auf 3½ Millionen an, wovon auf Lissabon und sein Gebiet ungefähr ½ Million kommt. (P. M.)

#### Bibliographie.

- A revista do diabo no campo de D. Miguel. (Die Revue des Teufels im Miguelesischen Feldlager.) Porto. Pr. 40 Reis.  
O expositor portuguez, ou rudimentos de ensino da lingua materna. (Anfangsgründe beim Unterricht in der Muttersprache.) Lissabon. Pr. 360 Reis.  
Nova grammatica das linguas Portugueza e Inglesa, dividida em duas partes, e adaptada ao uso dos que aprendem uma ou outra linguagem. (Grammatik der Portugiesischen und der Englischen Sprache.) Von Luiz Francisco Midossi. Pr. 960 Reis.  
Documentos officiaes sobre a victoria na açao da Villa da Praia. (Offizielle Aktenstücke in Bezug auf den Sieg bei Villa da Praia auf der Insel Terceira am 11. Aug. 1829.) Porto. Pr. 80 Reis.